

Putins Russland

VIKTOR TIMTSCHENKO: **Putin und das neue Russland.** Diederichs Verlag, München 2003. 351 Seiten, 22 EUR.

Viktor Timtschenko, 1953 in der Ukraine geboren, Absolvent der Kiewer Universität, seit 1990 in Deutschland lebend, war zunächst Mathematiklehrer, bevor er in das Metier des Journalismus überwechselte und in Deutschland 1994 sein erstes Buch über den Rechtsextremisten Wladimir Shirinowski schrieb. Seitdem gelten seine Veröffentlichungen den Entwicklungen in Russland seit der Implosion der Sowjetunion. Diese verlaufen, so der Tenor von Timtschenkos zweitem Buch »Russland nach Jelzin« (Rasch und Röhring, Hamburg 1998), in Richtung einer »kriminellen Supermacht«, bei der die Privatisierung die »beste Erfindung« für die Bereicherung der Mafia gewesen sei. Diese habe sich nicht nur im privatwirtschaftlichen Sektor, sondern auch in staatlichen Strukturen breit gemacht, so in der Legislative, in der Exekutive, in der Präsidentenverwaltung und im Pressewesen, der so genannten vierten Gewalt. Die Privatisierung nach dem Muster der neoliberalen »Schocktherapie« schuf unter Jelzin die Voraussetzungen für die Herausbildung eines verwilderten Manchester-Kapitalismus, in dem kriminelle Strukturen die Gesellschaft fest im Griff hatten. Nicht nur das: Unter demografischen Gesichtspunkten läuft Russland Gefahr zu vergeisen und als Nation langfristig auszusterben.

Diese Analysen und Schlussfolgerungen Viktor Timtschenkos bilden das Unterpfand für die Ehrenrettung Putins, die er in seinem neuesten Buch »Putin und das neue Russland« vornimmt. Putin ist angetreten, das Chaos und den Zerfall Russlands zu stoppen, die staatlichen Funktionen wieder herzustellen und das Riesenland zusammen zu halten. Viktor Timtschenko listet zu Beginn seines Buches die eingehaltenen Versprechungen Putins auf: Nach langer Zeit wurden erstmals wieder die Beamtengehälter, die Renten und

der Wehrsold rechtzeitig ausbezahlt. Steuern wurden, auch erstmals mit Erfolg, eingezo- gen, und die völlig korruptierte Jelzin-Ver- waltung wurde sukzessive ausgetauscht. Der Kampf gegen die Schattenwirtschaft war da- bei auch einer gegen Jelzins Gefolgsleute, der gegen die Macht der Oligarchen auch einer zur Wiedergewinnung staatlicher Macht. Letztere wiederum erfordert eine staatlich di- rigierte Industriepolitik und notwendige Maßnahmen des Protektionismus, um Eigen- kapazitäten zu fördern. Gleichsam öffnete Putin den Markt in strategisch nicht so wich- tigen Bereichen, indem er günstige Bedin- gungen für ausländische Investoren zu schaf- fen versuchte. Diese doppelte Strategie, ein- mal Stärkung des Staates, zum anderen Marktöffnung, gelang bisher auch deshalb, weil Russland als Rohstoffexportmacht vom erhöhten Ölpreis auf dem Weltmarkt profi- tierte. Ob das ansehnliche Wirtschaftswach- tum, das Russland seit 2000 statistisch aufzu- weisen hat, sich diesem Umstand oder Putins Reformen verdankt, ist schwer auszumachen. Auszumachen ist aber für den Autor V. Timtschenko, dass Russland auch nach dem Amts- antritt Putins außenpolitisch eine Reihe von Niederlagen hinzunehmen hatte: So im Kau- kasmus und in der Kaspischen Region, wo sich die USA wirtschaftlich und in Gestalt eines Netzes von militärischen Stützpunkten fest- setzten. Insgesamt fällt auf, dass der Autor in der Analyse und in der Bewertung der Politik Putins gerne Vergleiche zur Politik der Bush- Administration zieht, um klarzustellen bzw. zu legitimieren, dass der offensichtliche De- mokratieverlust unter Putin sein Pendant in den USA findet. Diese Vergleiche – vom »Patriot-Act« in den USA bis zur Einschrän- kung der Pressefreiheit in Russland – dienen zwar der Beschwichtigung potenziell kritischer westlicher Leser, folgen dabei aber der eigen- tümlichen Logik, dass das Fehlverhalten des Anderen das eigene mildern und akzeptabler erscheinen lassen könne. Andererseits können die von ihrem Motiv her fragwürdigen Ver- gleiche dennoch auf die Gefahren für Demo- kratien hinweisen, die mit dem »Krieg gegen den Terrorismus« verbunden sind.

V. Timtschenko geht es in seinem Buch primär um die Würdigung der Politik Putins. Man gewinnt beim Lesen den Eindruck, dass der Autor die Schwächen, Fehlentwicklungen und auch Gefahren, die mit Putins Politik »der Diktatur des Gesetzes« bzw. der staatlichen Machtvertikale verbunden sind, stets zu relativieren versucht. Unermüdlich kämpft der Autor gegen die Kritik eines imaginären Lesers an, der schon von den westlichen Presseberichten über Putins Russland negativ beeinflusst und somit nicht aus der Perspektive russischer »Notwendigkeiten« zu urteilen in der Lage ist. Dieser Standpunkt des Autors ist verständlich, aber nicht ganz ungefährlich. Denn mit der gegenwärtig sich vollziehenden Einengung geistiger, kultureller und politischer Freiräume wird sich Russland notwendige Zukunftsperspektiven selbst verbauen. So informationsreich und erhellend auch viele Kapitel in Timtschenkos Buch sind, zumal sie aus der Perspektive eines in seinem Stolz gekränkten Volkes und Autors geschrieben sind, so bedenkenswert ist aber auch, dass über die Entwicklung der Kultur, deren Freiheit bedroht ist, kaum etwas zu finden ist.

Gerd Weidenhausen

Wohin steuert Russland?

BORIS REITSCHUSTER: Wladimir Putin. Wohin steuert er Russland? Rowohlt Verlag, Berlin 2004. 335 Seiten, 19, 90 EUR.

Boris Reitschuster, der Leiter des Moskauer Büros des Nachrichtenmagazins »Focus«, berichtet seit 1990 von Moskau aus für verschiedene Zeitungen aus Russland und der gesamten GUS. Im Gegensatz zu V. Timtschenko ist ihm an keiner Ehrenrettung Putinscher Politik gelegen, auch wenn er dieser das Verdienst einräumt, Russland wieder Stabilität verliehen zu haben. Zwar sieht der Autor, dass die Privatisierung von Tschubais unter Jelzin nichts anderes als der Startschuss für den Aufstieg eines »Imperiums der Korruption« war: Mit den »fingierten Versteigerungen

von Staatsbetrieben bekam die Unterwelt nach einer Schätzung des Analytischen Zentrums der Moskauer Akademie der Wissenschaften die Hälfte des russischen Staatsvermögens in die Hände«, heißt es auf Seite 274. Auch resümiert der Autor, wie die inzwischen extrem verarmte Bevölkerung die Reformen auf den verschiedensten Gebieten erlebte: Die Pressefreiheit als Freibrief für »Schlamm-schlachten«, die Abrüstung als Verarmung der Offiziersfamilien, den Föderalismus als Willkür der Provinzherrscher, den Rechtsstaat als Bestechungsparadies der Richter seitens finanzstarker mafioser Seilschaften und das Bildungswesen als Tummelplatz des russischen »Blat« als der grenzenlosen Käuflichkeit von Studienplätzen und gewünschten Abschlüssen. Auch zeigt der Umstand, dass »70 Prozent des russischen Bruttosozialprodukts von 20 bis 30 Business-Clans« kontrolliert werden, dass mit dieser Art von Marktwirtschaft etwas nicht stimmt, gegen deren Ausuferungen Putin angetreten ist. Reitschuster hält aber dennoch Putins politische Akklamationen für Schein, genau wie die Operationen, die ihn an die Macht brachten, indem sie das Bild vom guten Zaren kolportierten, an dem sich die russische Seele in ihrem Hang zur Personalisierung von Politik festhalten könne. Die Inszenierung des Mythos Putin, die der Autor überzeugend beschreibt, enthält dabei Aspekte Foucaultscher Machtanalyse: Danach wurde Putin von Jelzins Leuten als Gegenbild von Jelzins Willkür, Altersschwäche und Trunkenheit aufgebaut, nachdem dessen Ansehen beim arg strapazierten Volk ausgedient hatte. Putin fungierte als Spiegelbild dessen, was die Mehrheit des Volkes nach den gescheiterten demokratischen Experimenten sich innigst wünschte: Einen selbstdisziplinierten, zielstrebigem modernen Zaren mit starker Hand, dabei patriotisch, antiwestlich und unbestechlich. Selten zeigt sich Putin dem Volk, und wenn, dann mit geheimnisvoll verschlossener Miene. Dieses Geheimnisvolle, Unbekannte und Unfassliche wurde als Imago systematisch inszeniert und erklärt unter anderem die Abwesenheit, durch die Putin bei der Kursk-Katastrophe, bei der Geiselnah-

me im Moskauer Nord-Ost-Theater und bei anderen Ereignissen ähnlicher Art glänzte. Der Autor reflektiert aber auf noch mehr als die werbemäßig durchdachte Inszenierung des jung-dynamischen Staatsoberhauptes, dessen Selbstbeherrschung auffällig zur Formlosigkeit des dem Alkoholgenuss anheim gefallenen Jelzin kontrastiert: Der wundersame Aufstieg Putins aus den Trümmern der 1999 in einer Reihe von Terrorakten gesprengten russischen Wohnhäuser lässt genauso viele (ungeklärte) Fragen offen wie der Verlauf des Tschetschenien-Krieges, bei dem die »Armee ... zuweilen mit den »Banditen« gemeinsame Sache machte.«

In einem erzählerischen, mehr anekdotenhaften als analytischem Stil berichtet der Autor in einer Fülle knapper Kapitel anhand der Moskauer Terrorakte, des Tschetschenien-Krieges, der Kursk-Katastrophe und mysteriöser Morde an investigativen Journalisten von einem undurchsichtigen politisch-kriminellen Geflecht, das zwangsläufig ein ebensolches Gestrüpp von Deutungen und Mutmaßungen hervorrief. Diese misstrauten grundsätzlich den staatlich-offiziellen Versionen der genannten Ereignisse, ohne in diese aber klares Licht bringen zu können. Dies berücksichtigt der Autor in all seinen Ausführungen und entgeht dabei der Gefahr, selbst Opfer von nicht verifizierbaren Spekulationen zu werden.

Ähnlich undurchsichtig und ambivalent wie diese Art gesteuerter, dabei aber dennoch anarchischer Demokratie zeigt sich dem Autor aber auch die Person Putins, unabhängig von ihrer Inszenierung: »Wladimir Putin verkörpert beides, Härte wie Mitgefühl: Sein eiserner Blick, seine harten Gesichtszüge, seine äußerliche Kälte scheinen vor allem einen Zweck zu erfüllen – sein eher sentimentales Inneres zu verdecken.« Wenn der »Mythos Putin« als ein Werbeprodukt mit Milliarden-Budget gezielt am Reißbrett entworfen und in seinem Schweigen als Sinnbild des fernen Herrschers konzipiert wurde, so scheint dies dem Experiment »freier Markt durch Schocktherapie« zu entsprechen: Die unsichtbare Hand, die die Marktverhältnisse schon regelt,

rechnet ebenso mit einer regelnden Macht, die gesellschaftlicher Kontrolle entzogen ist. Dabei könnte das demokratische Experiment seinem Ende entgegen gehen, befürchtet der Autor und beantwortet die im Untertitel des Buches formulierte Ausgangsfrage in folgender Weise: »Wie der Westen 1993 mit der bedingungslosen Unterstützung von Boris Jelzins Staatsstreich das Ende der Gewaltenteilung in Russland absegnete, so gibt er heute mit dem Verzicht auf deutliche Worte seine stillschweigende Zustimmung zum Ende des demokratischen Experiments in Russland.«

Gerd Weidenhausen

Die neue Ära

TANJA WAGENSOHN: **Russland nach dem Ende der Sowjetunion**. Verlag Friedrich Pustet, Südosteuropa-Gesellschaft München, München 2001. 264 Seiten, 24, 90 EUR.

Die Autorin, Mitarbeiterin am Institut für Politikwissenschaft der Universität Regensburg, beschreibt in einer Chronologie die Euphoriejahre 1992/1993, die Ernüchterungsphase 1994 bis 1996 und das Ende der Ära Jelzin 1997 bis 1999, welche den Umbau von der Sowjetgesellschaft zum neuen Russland markieren. Dieser erscheint wie eine Ansammlung von Fehlschlägen und Krisen.

Es begann mit einem Staatsstreich 1991, als Gorbatschow festgesetzt und nach seiner Freilassung von Jelzin vorgeführt und entmachtete wurde. Es folgte die Auflösung der Sowjetunion in einer Nacht- und Nebelaktion. Die wirtschaftlichen Reformschritte weist die Autorin als »mehr Schock als Therapie« aus: Sie bildeten die Basis für den folgenden, irreversiblen Zusammenbruch der Industrieproduktion, die Kapitalflucht der Oligarchen und die Staatsverschuldung. Diese Krisen werden von einer Reihe außenpolitischer Niederlagen flankiert, so im Rahmen der Bosnien-Krise im ehemaligen Einflussgebiet Jugoslawien, kulminierend in der NATO-Osterweiterung um Staaten, die frü-

her dem Warschauer Pakt angehörten. Weiterhin analysiert die Autorin Vorgeschichte, Verlauf und Folgen des Tschetschenien-Kriegs, der 1994 begann, 1995 eskalierte und 1999 mit einer Serie von Bombenanschlägen – Russlands 11. September – wiederkehrte. Der Krieg im Kosovo 1999, bei dem die NATO demonstrierte, wozu sie in Zukunft in der Lage ist, offenbarte außerdem die zunehmende außenpolitische Bedeutungslosigkeit Russlands. Diese wurde mit dem Amtsantritt Putins erstmals in Russland realistisch zur Kenntnis genommen.

Erfreulich an Wagensohns kenntnisreicher und flüssig geschriebener Untersuchung ist, dass auch der Kunst und Kultur Raum für ein Kapitel gegeben wird. Diese changieren in den Bereichen Malerei und Literatur zwischen Esoterik und Nostalgie, eingebettet in einen typisch postmodernen Stilpluralismus, in dem tragende Konzepte künstlerischen Experimenten weichen. Im letzten Kapitel zeigt die Autorin, wie die verzweifelte Suche nach einer neuen nationalen Identität die Leerstelle ausfüllen soll, die der Kommunismus hinterlassen hat und der Kulturimport aus dem Westen zu füllen nicht in der Lage ist. Eine »neue Grenzenlosigkeit« anarchischer Freiheit kontrastiert mit nostalgischen Bestrebungen, in denen entweder den Zaren-Zeiten, der russischen Orthodoxie oder gar »Onkel« Stalin nachgetrauert wird. Symptomatisch enden die Kapitel mit der Beschreibung der galoppierenden Kriminalität und den »Neuen Russen«, um im Kapitel »Na datscha – Die letzte Insel« dort zu enden, wo dem arg gebeutelten Volk ein letztes Refugium geblieben ist: Im Rückzug ins Private angesichts eines verzweifelten wirtschaftlichen Überlebenskampfes. Dieser resignative Rückzug, so das traurige Resümee, scheint das historische Resultat der Importe zweier im Westen geborener Utopien zu sein, die augenscheinlich der Seelenverfassung des russischen Volkes in keinster Weise entsprechen.

Gerd Weidenhausen

Unverarbeitetes Trauma

MICHAEL RYKLIN: **Räume des Jubels.** Edition Suhrkamp, Frankfurt 2003. 236 Seiten, 12 EUR.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts dominieren in Russland unter verschiedenen Namen stets zwei Denkrichtungen, das Verhältnis zu Europa betreffend: Die »Slavophilen«, deren Ziel es war, die dekadenten westlichen Einflüsse von Russland abzuwehren, und die »Westler«, die eine Angleichung Russlands an das westliche Modell propagierten. Der russische Philosoph Michael Ryklin, 1948 geboren, seit 1995 für die deutsche Ausgabe von LETTRE international vierteljährlich »Briefe aus Moskau« verfassend, meist in Form sozial-philosophischer Essays, ist nun eine Erscheinung, die die Trennung in Slavophile und Westler insofern obsolet macht, als er deren polare Denkansätze in sich aufhebt und überwindet. Ryklin richtet in seiner negativen Totalitarismustheorie den Blick auf Ost und West zugleich. Er untersucht Massenphänomene, wozu auch nach-sowjetische »Sozialpsychosen« gehören, deren Kern eine imaginäre Einstellung zur Realität ist. Diese hat ihre Wurzeln in den Prägungen der sowjetischen Uminterpretation von Realität, die als Trauma unreflektiert und von daher umso machtvoller fortwirkt.

Das stalinistische Trauma, so Ryklin, ist nicht verarbeitet, und als unbewusstes Leiden fördert es einen postsowjetischen, kollektiven Realitätsverlust. So handeln Ryklins Essays zwangsläufig von sowjetischen Diskursformen, deren »psychotische«, das heißt realitätsverbildende Denkformen er freilegt. Dies gelingt dem Autor eindrucksvoll, indem er den sowjetischen Kollektivismus, Utopismus und Gigantismus geradezu symptomatologisch herausarbeitet. Moskaus unterirdische Metropoläste aus der Stalin-Zeit waren als Symbol der im Bau befindlichen neuen sozialistischen Gesellschaft konzipiert, das heißt sie waren mehr als nur Orte für Transportmittel. Moskau sollte, paradigmatisch durch den

Bau der Metro, zu einer Art Anti-Paris werden: War die Schönheit von Paris in eleganten Privatpalästen oberhalb der Erde gebündelt, so sollte die Schönheit in Moskau aus der Erde wachsen. Das ideale, dem Kollektiv, dem Volk geweihte, aus unterirdischen Palästen bestehende Transportmittel war Vorbild für das Moskau oberhalb der Erde. Auch dieses sowjetische Projekt orientierte sich mehr oder minder heimlich am Westen, indem es sich positiv und »siegreich« von ihm abzusetzen versuchte.

In den Essays »Verbotene Stadt« und »Schönschriften des Terrors« analysiert Ryklin westliche Sichtweisen über das sowjetische Experiment am Bau der neuen Gesellschaft und des neuen Menschen. Anhand von Walter Benjamins »Moskauer Tagebuch« desavouiert Ryklin den projektiven Gehalt der westlichen Sympathieträger der russischen Revolution: Nicht nur werden in W. Benjamins Aufzeichnungen die »repressiven Züge des Moskauer Lebens« getilgt; auch wird am sowjetischen Experiment gelobt, was zu Hause, in Benjamins Wohnort Berlin, strikte Ablehnung erföhre, würde es dort realisiert: Der Kollektivismus als Antipode bürgerlicher Privatheit wird von W. Benjamin großzügig als Verlust allen Privatlebens notiert. Ryklin dazu: »In dieser apokalyptischen Perspektive sind die Moskauer dann ganz andere, den Westeuropäern nicht mehr vergleichbare Menschen. Letztere würden den Verlust ihres Privatlebens als Katastrophe erleben, als Zerstörung ihrer Existenzgrundlage. ... In Moskau gefällt Benjamin, was hinzunehmen er selbst als freier Intellektueller und Europäer bei sich, im eigenen Land, in keiner Weise bereit ist.« Ähnlich wie Benjamin gelangt Andre Gide als »großer Reisender« zu »Schönschriften des Terrors«, das Land der kommunistischen Utopie für den emotionalen Rohstoff westlicher Intellektueller instrumentalisierend. Wie die Sowjetunion auch zu Zeiten des stalinistischen Terrors für westliche Intellektuelle als Projektionsfläche für politische Utopien erhalten musste, so war umgekehrt für den Bolschewismus der Blick gen Westen konstitutiv für die eigenen Vorhaben. Ryklin konstatiert

die enorme Abhängigkeit des Totalitarismus von der Außenwelt, meist im Bild des »objektiven« Feindes. Rituelle Beschwörungsformeln, konstruierte Feindbilder und die behauptete, suggerierte Omnipräsenz akuter Bedrohungen im Innern und Äußern kennzeichnen ihn. Ryklins scharfsinnigen Analysen totalitärer Inszenierungen und Theatralisierungen legen deren Angewiesenheit auf den Gegner dar, von dem man sich abgrenzt. So gesehen bieten seine Texte auch ein geeignetes Instrumentarium, um gegenwärtige politische Ereignisse besser zu verstehen.

Gerd Weidenhausen

Unheilige Allianz

MICHAEL RYKLIN: **Unheilige Allianz**. LETTRE international, Berlin, Frühjahr 2004. 112 Seiten, 9,80 EUR

2003 wurde in Moskau die Ausstellung »Achtung Religion« von religiösen orthodoxen Fundamentalisten verwüstet. August 2003 wurden die Täter freigesprochen, während die Veranstalter der Ausstellung von der Staatsanwaltschaft auf Veranlassung der russischen Staatsduma mit einem Strafverfahren wegen Schürens »nationaler und religiöser Zwietracht« belastet wurden. Wissenschaftliche Gutachten – so ein kunstwissenschaftliches, ein ethnografisch-theologisches, ein sozial-kulturelles und ein sozial-psychologisches – sollten dem Untersuchungsverfahren gegen die Opfer der Verwüstungen, die zu Tätern gemacht wurden, eine »objektive« Weihe verleihen. Tenor dieser so genannten wissenschaftlichen Expertisen war, dass die gezeigten Kunstwerke die Zerstörung der tausendjährigen russischen orthodoxen Tradition intendierten.

Auffällig am ganzen Hergang ist, dass die verfassungsmäßig garantierte Trennung von Staat und Religion nur auf dem Papier zu stehen scheint und die Freiheit der Kunst, die Staat und Kirche gefährde, bedroht ist. Die Begründung für die Anklage gegen die Veranstalter und Künstler liefern die wissenschaftli-

chen Gutachter mit dem Kern-Argument, dass die »blasphemischen«, »gotteslästerlichen« Kunstwerke das Nervensystem der Betrachter derart traktierten, dass diesen gar nichts anderes übrig blieb, als in einer gesunden Abwehrreaktion Verwüstungen anzurichten. Damit wurden die orthodoxen Vandalen, wie M. Ryklin sie nennt, freigesprochen und die Kunstveranstalter unter Anklage gestellt. Ryklin untersucht in seinem Essay nicht nur die Staatsprotektion für die Orthodoxie und die Bekämpfung postmoderner Kunststile, sondern auch die damit verbundenen Nachwirkungen totalitärer Argumentationsmuster. Diese veranlassen ihn zur Schlussfolgerung, dass für die Orthodoxie gegenwärtig mit Methoden gekämpft wird, »die nur zu sehr an jene erinnern, mit denen zu Sowjetzeiten gegen die Orthodoxie gekämpft wurde.« Nachzulesen sind in derselben Ausgabe von »LETTRE international« die Originaltexte der genannten Gutachten, mit denen den Konzeptkünstlern nachgewiesen werden sollte, dass sie, – um hier aus dem sozial-psychologischen Gutachten zu zitieren –, »aus einem Gemisch aus religiösem Okkultismus, Satanismus und heidnischem Schamanentum ... den Untergang des Christentums und die Vernichtung der Kirche suggerieren.« In Ryklins Terminologie liegt in der Sprache der Gutachten das Beispiel einer psychotischen Dämonisierung des Gegners vor, der dadurch unfreiwillig auch noch symbolisch erhöht und mit Bedeutungen aufgeladen wird. Letztere haben weder mit dessen Selbstverständnis noch dessen Absichten irgend etwas zu tun. Mit einigem Recht könnte man fragen, wie schwach und substantiell ausgehöhlt eine Religion sein muss, dass sie darauf angewiesen ist, sich durch Dämonisierung und Ausgrenzung eines Anderen zu konstituieren. In einem anschließenden, aufschlussreichen Essay untersucht Aleksandr Soldatov das Verhältnis von Staat und Religion in Russland. Tenor des Essays ist die zunehmende Macht und Intoleranz der russisch orthodoxen Kirche, die sich in allerlei Machtspielen und Lobbyismus artikuliere.

Die genannten Beiträge finden sich in der

aktuellen Ausgabe der »LETTRE international« unter der Themenüberschrift »Russische Inquisition«. Interessant wird die Lektüre auch, wenn man bedenkt, dass sich im russischen Raum Entwicklungen oft radikaler, offener und augenscheinlicher manifestieren, als das im Westen möglich ist.

Gerd Weidenhausen

Alles Erzählte ist – Auslegung

ANDREJ BELYJ: *Glossolalie – Poem über den Laut* (Hrsg.von Taja Gut), Dornach 2003, 240 Seiten, 34 EUR.

»...ohne Fähigkeit, das Leben der Frage darstellen zu können, finden wir keine Lösung der Frage.«
Andrej Belyj

Als ich zum ersten Mal den Titel dieses Buches las, dachte ich, Glossolalie sei eine Krankheit, die logopädisch behandelt werden müsse. Obwohl ich es natürlich besser wusste, verführten mich die Laute – die Verwandtschaft zu »lallen« – für einen Moment zu dieser spielerischen Vermutung. Damit sind wir mitten im Thema des Buches. Zugleich endet hier die Besprechung.

Äußerlich kann man sagen: »Glossolalie« ist der Versuch eines Dichters und Theoretikers, auf assoziative, reflexive, zugleich ausdrücklich spekulative und subjektive Weise die Entstehung der Sprache, genauer: der Laute zu rekonstruieren. Anthroposophisches Wissen wird dabei mitverwoben. So werden in manchen Passagen die Weltentstehung nach Rudolf Steiners »Geheimwissenschaft im Umriss« – die verschiedenen planetarischen Zustände – und in anderen Passagen das Wesen der Eurythmie mit der Natur und dem Leben der Laute parallelisiert: »Ich bin zurückgekehrt in meinen Mund, um die Schöpfung der Sprache zu belauern: erzählen werde ich ein Märchen, an das ich wie eine Wirklichkeit glaube; das Märchen der Laute wird vergehen: mag es für euch – ein Märchen bleiben; für

mich ist es – Wahrheit; *die wilde Wahrheit* des Lauten werde ich erzählen.« (Hervorhebungen im Original).

Die wilde Wahrheit des Lauten ist hier die wilde Wahrheit des Autors. Das Buch erinnert – bis in die ganz dem inneren Rhythmus des Autors unterworfenen Interpunktion hinein – in seinem dionysischen Charakter und seinen zuweilen apodiktischen, erfrischenden Postulaten an Friedrich Nietzsche. Belyj schreibt immer auch über sein Schreiben, und so ist es wohl kein Zufall, dass das Geständnis »Ich vergesse es nicht: ich bin – subjektiv« nach der Untersuchung einer Lautfolge eingeschaltet wird, die man beim Lesen tatsächlich als willkürlich empfand, allerdings im nächsten Moment wiederum als anregend: Belyj vergleicht nämlich Lautfolgen in den verschiedensten Sprachen, er heftet sich an die Spuren der Schöpfung *vor* der babylonischen Sprachverwirrung. Die Herausgeber legen den Text deutsch, russisch und englisch vor. In der genannten Passage sucht der Autor das deutsche »am Anfang« (»am-an-an«) im litauischen *man-yti* (verstehen) ebenso auf wie im Sanskrit: *manah* – Gedanke – und in weiteren Sprachen.

Warum ist nun dieses Buch nicht so einfach zu rezensieren wie ein gewöhnliches Buch? In einem Vorwort gibt Belyj selbst den entscheidenden Hinweis, und man ist geneigt, sich an diese Anleitung zu halten: »Mich wissenschaftlich zu kritisieren – ist vollkommen unsinnig.« Er habe eben keine »Theorie«, sondern ein »Poem« geschaffen, »ein Poem über den Laut«. Er selbst hält es für sein gelungenstes. Was zwar hier und da wissenschaftlich und essayistisch klingt, ist dennoch vom Anfang bis zum Ende Dichtung, Poesie, Aneignung der Schöpfung im eigenen Schöpferischsein. Belyj versucht, *aus* dem Wort heraus zu schreiben, nicht über es. Er scheint Wissenschaft, Kunst und Religion – das Buch ist geprägt von einer immer spürbaren Ehrfurcht – in einem großen Wurf, das heißt: in seiner Person vereinen zu wollen. Es ist für den Leser eine Hilfe, bei diesem Vorwort zu verweilen, um sich die Voraussetzungen des Buches klarzumachen und sie zu akzeptieren, damit bei der Lektüre keine Miss-

verständnisse aufkommen. Belyj würde vermutlich für sich in Anspruch nehmen, dass es über das von ihm Geschriebene gar keine Missverständnisse geben kann, da die Kategorien »Missverstehen« oder »Verstehen« auf einer zu eingeschränkt intellektualistischen Ebene liegen. Er möchte den Schöpfer, den Mitschöpfer im Leser ansprechen, er möchte in einen Dialog eintreten, in einen Rausch. Er möchte »das zweite Kommen des Wortes« suggerieren, es mit vorbereiten. Er will der erste Leser Gottes sein.

Belyj geht davon aus, dass uns das *unmittelbare* Wissen vom Wesen der Laute nicht mehr zur Verfügung steht. Deshalb versucht er, rückwirkend eine mögliche Brücke zu ihm zu bauen, wobei sein Baumaterial in persönlichen Evidenzerlebnissen besteht: Evidenzerlebnissen im Hören und Empfinden einzelner Phänomene der Sprache: »Gerade so nehme ich hier den Laut, als Geste, auf der Oberfläche des Bewusstseinslebens, – als Geste eines verlorenen Inhaltes; und wenn ich sage, dass ›S‹ – etwas Leuchtendes ist, so weiß ich, dass die Geste insgesamt – stimmt, meine bildhaften Improvisationen aber Modell für den Ausdruck der uns verlorengegangenen Mimik der Laute sind. Dass diese Mimik in uns aufblitzen und vom Bewusstsein beleuchtet werden wird, daran glaube ich fest. Und hinauf, dieser Zukunft entgegen, trage ich meine subjektiven Bilder ...«

Dabei gelingen immer wieder eindruckliche und bizarr-poetische Sentenzen sowie prägnante, aus einer präzisen Phantasie geborene Aphorismen. Man hat den Eindruck, als habe der Autor für solche »Bojen« das Meer seiner fließenden, manch einen vielleicht auch ermüdenden Assoziationen gebraucht. Er benötigt diesen Umkreis, um sein Anliegen für Momente so auf den Punkt zu bringen, dass man sich von diesen Bojen aus auf dem »Meer« orientieren kann. Worüber Belyj schreibt, das verwirklicht er auch:

»Es werden Tage kommen: ungestüm die Arme ausstreckend, dann sie senkend, wird unter den Sternen ein Schwarm Eurythmistinnen für uns die heiligen Gesten entfalten... die Philologie heute ist die Kunst des

trägen Lesens; in der Zukunft wird sie zum raschen Tanz aller Sterne ... Als Eurythmie ließen uns die Geister auf die Erde herab; und wir sind in ihnen, Engeln gleichend.« – »Das Bestreben, den Wörtern einen neuen Sinn zu erschaffen, ist oft – Wahnsinn.« – »Das Bild zwingt uns zu sehen; und gibt uns keinen Durchblick ...« – »Die Eindrücke durch die Laute sind mir – Aufzeichnungen: des Gemurmels des Mondes; der Mond ergießt sich in die Sprache ...«-

Ist »Glossolalie« ein zu persönliches Werk? Das mag jeder selbst entscheiden. Das von Taja Gut edierte, auch äußerlich ansprechende Buch ist mit einem ausführlichen Stellenkommentar und mit zahlreichen Originalskizzen und graphischen Darstellungen versehen. Die Übersetzung der russischen Originalfassung ins Deutsche besorgte Maka Kandelaki, die Übersetzung ins Englische Thomas R. Beyer, Jr., von dem auch die Anmerkungen sowie eine Einführung stammen.

Dem Pforte Verlag ist eine Publikation gelungen, die sich auch außerhalb der anthroposophischen Szene sehen lassen kann.

Andreas Laudert

Artistin der Sprache

FJODOR DOSTOJEWSKIJ: **Die Brüder Karamasow**, übersetzt von Swetlana Geier, Ammann Verlag, Zürich 2003, 1280 Seiten, 78 EUR.

»Die Brüder Karamasow« des großen Psychologen Dostojewskij gehören zu den wenigen Büchern, die man vielleicht zweimal in seinem Leben liest. Als Anthroposoph wird man in der Karamasow-Familie und ihrem Umfeld einen Mikrokosmos finden, der einen Satz Rudolf Steiners, »dass in geistiger Beziehung jeder Mensch eine Gattung für sich ist«, wunderbar veranschaulicht. Eine erneute Lektüre dieses unvergleichlichen, oft »polyphon« genannten »Kriminalromans«, der in der Vielfalt der gezeichneten Charaktere sämtliche Höhen und Abgründe des Menschseins auslotet, lohnt sich jetzt besonders. Denn das Werk liegt nun in einer neuen, zu Recht viel

gelobten, kongenialen Übersetzung vor: Swetlana Geier bringt uns ein ganz neues, völlig unverbrauchtes Leseerlebnis, das gewiss auch ein Zeitdokument ist: Sie hat Dostojewskij von aller barocken Umständlichkeit bisheriger Übersetzungen entschlackt. Ihre Sprache liest sich flüssig und modern, vielleicht etwas zu modern manchmal, so als wäre das Werk auch im Original erst vor kurzem erschienen und nicht 1879/80.

Es ist wohl eher die Ausnahme, dass ein Übersetzer oder eine Übersetzerin aus der Muttersprache in eine andere übersetzt. Swetlana Geier, 1923 in Kiew geboren, in Deutschland lebend und seit 1957 als Übersetzerin tätig, gehört zu diesen Ausnahmen. Das hat den Vorzug, dass Dostojewski nicht »eingedeutscht«, sondern, wie mir scheint, die Farbe des Russischen so weit als möglich auch ins Deutsche hinübergerettet wird. Die Geläufigkeit der Rede weckt den Anschein, das Übersetzungsgeschäft müsse einfach gewesen sein. Dabei weiß jeder, der es selbst einmal versucht hat, wie schwer es ist, aus einem anderen Kulturkreis »über zu setzen«. Dass das zuweilen auch gar nicht geht, dokumentiert sich bei Swetlana Geier darin, dass sie gelegentlich auch Worte unübersetzt lässt wie etwa die Dostojewskische Schlüsselvokabel »Nadryw«, die eine extreme seelische Spannung bezeichnet, die sich nur aus der Vielfalt der Kontexte erfassen lässt. In den umfangreichen Anmerkungen wird dies erläutert. Im Übrigen gehört es aber zum Adel des Übersetzerberufes, wie ein Artist die unendliche Mühe der Spracharbeit auf sich zu nehmen, um schließlich alles so erscheinen zu lassen, als gäbe es die Schwerkraft widerspenstiger Worte nicht. Die Akkuratheit dabei ist Swetlana Geier von fachkundiger Seite bestätigt worden (zuletzt von Ilma Rakusa in der NZZ, 6./7.3. 2004). Sie hat es zum Beispiel nicht nötig, in der bekannten Episode vom »Großinquisitor« aus den drei Jahren Christi auf Erden, zum vermeintlich besseren Verständnis für Mitteleuropäer, dreiunddreißig Jahre zu machen, wie dies Karl Nötzl tat, oder in einer Fußnote zu Marliese Ackermans Übersetzung zu bemerken, dass Dostojewskij of-

fenbar von einer »dreijährigen öffentlichen Wirksamkeit« Christi ausging. Ein großes Werk der Übersetzung ist hier gelungen, das freilich in ganz konkreter Hinsicht auch von der Schwerkraft eingeholt wird: Der Roman ist in einem Band erschienen und wiegt etwas unhandliche 1200 Gramm.
Ruth Ewertowski

Silbernes Zeitalter

FRITZ MIERAU: **Russische Dichter. Poesie und Person.** Neunzehn Erkundungen. Verlag Die Pforte, Dornach 2003. 313 Seiten. 19,00 EUR.

Das ist ein angenehm schlicht gestaltetes Buch – silberner Grund, eine Art Landmarke mit roten Querstreifen vor dem Hintergrund einer schwach aufscheinenden Winterlandschaft, am oberen Rand die Aufzählung der besprochenen Autoren, eher sparsam bebildert, keine forcierte Buntheit, und doch eines der besten Sachbücher, das ich in letzter Zeit kennen lernen durfte: von einem profunden Kenner geschrieben, neunzehn Aufsätze über (hauptsächlich) sechzehn Schriftsteller/innen in sieben Gruppen zu je zwei oder drei Abschnitten, mit treffenden Überschriften und teilweise mit vorangestellten Zitaten, am Schluss sorgfältige Register und Quellenachweise – es wirkt geradezu komponiert, sodass es an formale Musikstücke oder Gedichte erinnert. Neunzehn »Erkundungen« über das »silberne Zeitalter« der russischen Literatur in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, von Puschkin bis Pasternak, mit Ausblicken in die Gegenwart und Zukunft – und im Übrigen mit ehrlichen Bemerkungen des Autors über offene Fragen, zu denen weitere Erkundungen nötig sind. Poesie und Person – so das Versprechen des Untertitels: Tatsächlich gelingt es Fritz Mierau auf feinsinnige Weise, den Verschränkungen - oder Distanzen – von Dichtung und Biografie nachzuspüren. Mit wenigen Sätzen vermag er immer wieder ein lebendiges Bild

der Persönlichkeit, der Zeit, eines Werkes vor das innere Auge des Lesers zu stellen. Schon die ersten Sätze führen mitten hinein: »Puschkin ist die erste Liebe der Russen. Von heiterer Art und freier Haltung, entschlossen bis zum Wagemut und in seiner Würde tödlich zu verletzen, hat Puschkin Geist und Gemüt der Russen im Tiefsten angerührt ...« 288 Seiten später ist der Leser beim Schlusssatz mit einer Frage angelangt, auf die hin alles geschrieben scheint: »Russland so unterwegs – auf dem Seil oder im Hochgebirge – wo wäre sein Haus?«

Poesie und Person – dem ließen sich weitere Motive hinzufügen: Poesie und Alltag etwa; das immer wiederkehrende Thema Russland selbstverständlich, wie die Zitate schon gezeigt haben; und Poesie und Zeit natürlich oder Person und Zeit; die Beziehung zu anderen Menschen, also Person und Person, wenn man so will; und, ganz auffällig, Person und Raum, Poesie und Raum. Letzteres sei hier als Schlüssel benutzt – der Autor möge mir verzeihen, wenn ich seine höchst kundigen Aufsätze auf ein paar Sätze reduziere. Das ist natürlich nicht als Reduktion gedacht, vielmehr als eine Anregung, sich mit dem Ganzen zu beschäftigen – und vielleicht die angeführten Originaltexte hinzuzuziehen, denn das ist als einziger Wermutstropfen zu nennen: Wohl kaum ein Leser wird eine ähnlich tiefe Kenntnis der russischen Literatur haben, eigentlich würde ein zweiter Band mit den besonders behandelten primären Texten dazu gehören, ohne sie ist ein volles Verstehen nicht möglich.

Puschkin – das Vermächtnis: Die Unruhe, die er bis heute auslöst, begründet sich durch die »verborgene Schwebel, in der er Poesie und Person gehalten hat«. *Alexander Puschkin* lesen bedeutet, sich für den Vorrang der Poesie oder den Vorrang der Person zu entscheiden. »Beide Arten (der) Lektüre haben die russische Selbsterkenntnis entscheidend beeinflusst.« Beide Lesarten sind ein Kreisen um die verborgene Mitte, in der Poesie und Person eins sein können – und sind von der Sehnsucht nach dieser Mitte bestimmt, bis heute. Aus allen Brüchen, Eingriffen, Verwei-

gerungen, Überwachungen, Gewaltigkeiten gestärkt hervorgegangen zu sein – das gab »Puschkins Existenz Rang und Würde des Gewöhnlichen« und damit Zielsetzenden. Puschkins Raum ist Russland und die eigene Mitte in ihm. Eine hier wiedergegebene Skizze Puschkins zu seinem Versroman zeigt symbolhaft den Dichter mit seinem Helden Eugen Oegin zusammen am Ufer der Newa. Außerhalb von Russland – in Marienbad – entsteht der Roman »Oblomow« von *Iwan Gontscharow*, in dem eine Seite der russischen Wesensart – die des gutmütigen Träumers, des Müßiggängers und Genießers – so treffend dargestellt ist, dass sich bis heute dafür der Begriff »Oblomowerei« eingebürgert hat. Gontscharow ist, 45-jährig, mit einem Leberleiden und in tiefer Schwermut 1857 nach Marienbad zur Kur gekommen – und gerät im Zimmer in Bewegung (man kann es sich nach Mieraus Schilderung richtig vorstellen), schreitet rasch in dem kleinen Raum auf und ab, geht hinaus in die Wälder, über die Berge, kehrt nach langen Spaziergängen zurück und schreibt jeweils am Morgen in knapp zwei Monaten »wie nach Diktat« den Roman von rund fünfhundert Seiten nieder. Die Reaktion der Leser ist häufig eine Gegenwehr – mit besonderem Ingrim haben die russischen Revolutionäre, allen voran Lenin, die »Oblomowerei« bekämpft. Aber das beruht auch (so weist Mierau nach) auf einem Missverständnis: Gontscharow setzt beide Haltungen – die des Aktivisten und die des »Müßiggängers« – gleichwertig zueinander. »Wie Stolz (der Gegenspieler) ein Virtuose seiner Geschäfte, ist Oblomow ein Virtuose des Unverwirklichten ...« »Leben und Philosophie des Unverwirklichten« – das sei der rettende Gegenentwurf. »Verfängliche Nähe« – die Zwiegesichtigkeit, die hier zum Ausdruck kommt, meint das Verhältnis zu Dostojewski, meint in diesem Kapitel vor allem das Verhältnis des Schriftstellers *Pawel Florenski* zu Dostojewski, meint auch die Antinomie zwischen Fremdheit und verwegen-verlegener Vertraulichkeit, wie sie auch in einem hier wiedergegebenen Gruppenbild von Max Ernst zum Ausdruck kommt (neben vielen anderen porträtierten

Surrealisten der Künstler selber auf dem Schoß von Dostojewski). Auf der anderen Seite im Buch ein Bild der Familie Florenski. Person und Raum, Poesie und Raum: In einer autobiografischen Aufzeichnung stellt Florenski einen fiktiven Besuch Dostojewskis im Haus seiner Eltern dar und wirft damit ein Blitzlicht auf das Konfliktpotential der »verfänglichen Nähe« – Dostojewski würde von den Eltern als hysterisch eingestuft werden, zwar freundlich empfangen, aber zur Beruhigung mit Zuckerwasser bewirtet werden. Es gebe aber – so Florenski – Gefühle und Gedanken, Zusammenbrüche und Verstrickungen im Leben, die man nur in Hysterie äußern könne oder gar nicht. Dostojewski sei der Einzige, der es geschafft habe, aufrichtig zu sein bis zum Äußersten, ohne sich schamlos zu entblößen ... Florenskij studiert Mathematik und wird Priester. Diese Zwiegesichtigkeit wird ihn zeit seines Lebens beschäftigen. Wie können wir zu einem Umgang mit dem Wissen gelangen (oder zurückkehren), bei dem wir »die unvermeidliche Zersplitterung in ... abertausend Einzeldisziplinen« neben der Unbekanntheit, dem Geheimnis des Lebens aushalten? Indem wir »das Antinomische unserer Existenz« anerkennen – das ist Florenskis Antwort: die Antinomie von Wissen und Mysterium, die Antinomie von Nähe und Ferne auch, von kleinem und großem Raum. »Petersburg« oder das Ende einer Flucht: Wer *Andrej Bely* beschrieben hat, hat seinen tänzerischen Umgang mit dem Raum beschrieben. Sein Eintritt sei schon ein Ereignis gewesen. Sturmgang und Maskenspiel: stellt *Alexander Blok*s Poem »Die Zwölf« in den Mittelpunkt – eine Gruppe von zwölf Rotgardisten zieht an den bürgerlichen Resten der Revolution vorbei, voran Christus mit der Fahne. Ein russischer Cagliostro: Mitten im Taumel der Zeitenwende bringt der welterfahrene *Michail Kusmin* es fertig, nichts als das einfache Leben zu erzählen. Cabaret artistique »Der streunende Hund«: beginnt mit der Beschreibung der Kellerräume, in denen der »Hund-Direktor« *Boris Proinin* (ein Theatermann) das Kabarett eröffnet

und sich selber zur Seele des Ganzen macht. Die empfindsame Europäerin: »*Anna Achmatowa*: Zweimal zu neuem Leben aufgebrochen – vor den Kriegen. Zweimal als die Dichterin Russlands abgewiesen – nach den Kriegen« – sie war eine jener empfindsamen Europäerinnen Petersburgs (Ossip Mandelstam hatte diesen Namen geprägt). »Ausgerechnet in den Maskeraden der Petersburger Vorkriegsboheme soll sie zu finden gewesen sein«, zur Verwunderung ihrer Kollegen. Nichts von Aufruhr, Vergeltung, Auszug aus dem Land. Im »Poem ohne Held« (1940-1962) beschäftigt sie sich mit den Harlekinen des Jahres 1913. Das ist ihre Maskerade, ihre »stille Freiheit«. Ihr Poem und Pasternaks »Doktor Shiwago« seien »die großen russischen Selbstbehauptungen in den Leiden und Ängsten des Terrors«. Eine leise Poesie, bis zum Flüstern, die ihrem stillen Wesen entspricht, auch inmitten des Getümmels – das ist ihr Freiraum. Noch ein Abschnitt befasst sich mit einer Dichterin – Die Amazone: »Hat sich ein Dichter je so ganz selber erfinden müssen wie *Marina Zwetajewa*?« »Alter Leib geschüttelt von den Stürmen der Fantasie« spricht von dem Lebens- und Schutzraum Odessa und *Isaak Babel*. »Sehnsuchtsfigur *Sergej Jessenin*« ist der Grundkonstellation dieses Dichters gewidmet: »Sehnsuchtsfigur zu sein und ständig enttäuschen zu müssen, um Sehnsuchtsfigur zu bleiben«. »Häuslicher Hellenismus« kennzeichnet die Widersprüchlichkeit *Ossip Mandelstams*, der seine Freunde immer wieder durch den Auseinanderfall von Poesie und Person irritierte. »Der Eurasier« *Welimir Chlebnikow* hat am radikalsten die verschiedensten Elemente aus Eurasien literarisch zusammengebracht – nach Mandelstams Urteil »ein Bürger aller Geschichte, des gesamten Systems der Sprache und der Poesie«. Für unzählige »Gesichter der Avantgarde« war *Sergej Tretjakow* das Ferment – und ein unermüdlicher und verwegener Namensgeber. Zwei Abschnitte – »... Welches Jahrtausend haben wir?« und »Ein ganz gewöhnlicher Roman« (bezogen auf »Dr. Shiwago«) – sind *Boris Pasternak* gewidmet.

Die letzten drei Abschnitte beschäftigen sich mit den russischen Emigranten in Deutschland – mit den Räumen der Unbehaustheit. Das Leben in ihnen kann je nach Region ganz verschieden empfunden werden: »Der Süden ist die Feier. Berlin ist das Leiden. Hamburg ist das Urteil« – so die prägnante Formulierung Mieraus. Die russischen Bücher über Berlin »beklagen ... die Vergeblichkeit dieses Berliner russischen Lebens, dieses »Petersburg am Wittenbergplatz««. *Vladimir Nabokow* – um Beispiele zu nennen – hat einen »Stadtführer Berlin« geschrieben (1925), *Viktor Schklowski* mit »Zoo oder Briefe nicht über die Liebe« (1923) – das »verzweifeltste Berlin-Buch der Russen«. In Hamburg zu Ende geschrieben! Hamburg lässt sich beschreiben.

»Wo ist mein Haus?« überschreibt Mierau den letzten Abschnitt seines faszinierend lebendigen Buches – und leitet es mit einem wunderbaren Zitat von Florenskij aus einem Brief aus dem Konzentrationslager auf den Solowki-Inseln ein: »Neulich fing man hier eine Möwe, die in Rom beringt worden war. Dorthin fliegen also unsere Solowki-Möwen.« Die einen blieben da nach dem Winter 1919/20 (und kamen ins Gefängnis, ins Lager, in die Anstalt), die anderen gingen fort – beides hatte den Charakter des Unwiderrufflichen. Nicht immer war es leicht, zwischen hier und dort – zwischen den beiden Räumen der Russen – Verbindung zu halten. Oft gab es Differenzen und Missverständnisse, die aber letztlich immer hilfreich waren. Nabokovs Attacke gegen Pasternaks »Doktor Shiwago« führt dreißig Jahre später zu einem Urteil, das beide in einem Atemzug zusammenbringt: den bekanntesten und den unbekanntesten russischen Dichter des Jahrhunderts. Andrej Platonow, der Russland nie verlassen hat, eines der Vorbilder Pasternaks, nennt Joseph Brodsky einen »Mount-Everest-Besteiger« mit dem verglichen Nabokov ein »Seiltänzer« sei.

»Russland so unterwegs – auf dem Seil oder im Hochgebirge – wo wäre sein Haus?«

Helge Mücke